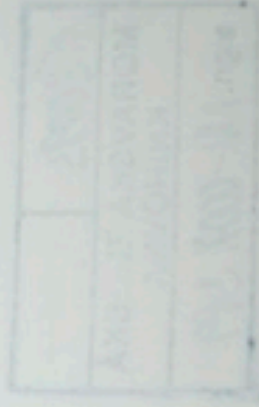


Christoph Hein Glückskind mit Vater

Roman



Suhrkamp

Der hier erzählten Geschichte
liegen authentische Vorkommnisse zugrunde,
die Personen der Handlung sind nicht
frei erfunden.

Die jungen Birken schienen miteinander zu flüstern, ihre Blätter bewegten sich lebhaft, obwohl kein Wind zu spüren war. Unter der lastenden Sommersonne des Spätnachmittags leuchtete das gebrochene Weiß der dünnen, verletzlich wirkenden Stämme aufreizend hell. Die Birken mussten jetzt drei Jahre alt sein und waren fast mannshoch, ich hatte Mühe, sie zu überblicken. Sie erinnerten mich an ein Bild in unserem Schulzimmer, an eine Landschaft, die ein russischer Maler aus dem vergangenen Jahrhundert gemalt hatte.

Vor drei Jahren wurden die Gebäude abgerissen und die drei Hektar des Ranenwäldchens mit schnell wachsenden Bäumen aufgeforstet. Ich sah sie heute zum ersten Mal. Ich war zu diesem Wald geradelt, obwohl meine Mutter es mir untersagt hatte. Trotz ihres Verbots war ich die ein oder zwei Kilometer aus der Stadt hinausgefahren, um dieses Wäldchen zu sehen, den Ranenwald, das Ranenwäldchen.

Das aufgeforstete Waldstück umschloss dicht und dunkel der alte Mischwald, groß und übermächtig, er schien den kleinen Birkenwald zu erdrücken. Ich lehnte mein Rad gegen eine Buche und ging in das Birkenwäldchen hinein. Es gab keine Wege, die Erde war von den Forstarbeiten durchgepflügt, große, riesige Erdschollen, von Traktoren und Pflügen herausgerissen, hatte ich zu überwinden und musste große Schritte machen und springen, um voranzukommen.

Ich sah Mauerreste zwischen den Bäumen, Ziegelsteinreste der quadratischen Fundamente der abgerissenen Gebäude, Betonflächen, auf denen die Baracken gestanden hatten. Ich konnte auf den verbliebenen Steinen und Betonstücken deren Größe und Lage der einst hier stehenden Gebäude zu errahnen. Der Abriss und die Aufforstung waren vor drei Jahren in großer Hast erfolgt, die Forstarbeiter hatten sich das Ausgraben und Ausstemmen der Fundamentmauern erspart, die Birken waren einfach rechts und links der Ziegelsteinreste angepflanzt worden.

Wind kam auf, die Birken bewegten sich heftiger, die dunklen Bäume des Mischwalds, der sie umgab, schwankten im aufkommenden Sturm, nun schienen sie den neuen Wald, die jungen Birken, zu schützen. Einzelne Wolken zogen über die Wipfel, schwer und regenvoll. Von ihnen verjagt, trieb eine weiße Wolkenwand dahin und entschwand. Minuten später hatte sich der Wind gelegt, die Wolken verharrten, lastend, drohend. Der dunkle Wald ragte bewegungslos und schweigend in den Himmel, und nur die kleinen Blätter der jungen Bäume des Birkenwalds flatterten und spielten ihr Spiel miteinander. Dann verharrten auch sie bewegungslos. Langsam schob sich die Sonne durch die schweren Wolken, doch immer wieder wurde sie von ihnen verdeckt, bis diese, bedrängt von den wärmenden Strahlen, sich lichteteten, auflösten, dahinschwanden.

Ein Mann war aus dem Nichts erschienen und bewegte sich zwischen den Birken. Er schritt leicht und heiter, bewegte sich unbeschwert und sicher zwischen den dünnen Stämmen, als ob er durch das Waldchen tanzte, traumhaft sicher und mit dem Gelände und dem unwegsamen

Waldboden vertraut. Der Mann überragte die jungen Birken um Kopfeslänge, die Bäume schienen vor ihm zu erstarren, als schrumpften sie angesichts dieser eleganten, schneidigen Erscheinung.

Der Mann trug eine vornehme weiße Uniform, einen weißen Frack mit silbernen Schulterstücken, er wirkte wie ein Märchenprinz, als stamme er aus einer anderen Welt, einer fernen Zauberlandschaft. In der Hand hielt er eine dünne, schwarze Peitsche, wie sie Reiter benutzen und die er unaufhörlich durch die Luft gleiten ließ, als sei er allmächtig, als gehöre ihm alles um ihn herum und sei ihm untertan. Die unachtsamen, doch gleichzeitig anmutig ausgeführten Peitschenschläge rissen die Birkenblätter ab, köpften die Spitzen der kleinen Bäume, schlugen die dünnen Äste beiseite, so dass sie zu Boden fielen. Bei seinem tänzelnden Gang, jeder Schritt verriet Macht, Kultur und Geist, den gebildeten Gebieter, achtete der Mann nicht auf die Zerstörungen. Traumverloren bewegte er sich durch das Waldchen, knickte die Bäumchen um, zerbrach sie, ohne es wahrzunehmen. Mit keinem Blick bedachte er sie, er schlenderte durch sie hindurch, drehte sich schwungvoll und elegant. Sieghaft hob er den Kopf, er lächelte, er schien glücklich zu sein.

Unvermittelt hielt er inne und schaute mit einem schmerzlichen und bedauernden Blick zurück. Langsam trat er einen Schritt beiseite, atmete tief und vernahmlich auf, seine Peitsche fuhr mit einem raschen, fast unsichtbar schnellen Schlag durch die Bäumchen. Es war nur ein einziger Schlag, und im gleichen Moment waren sechs Birken gefällt und lagen ihm zu Füßen, lagen vor seinen glänzenden, makellosen Stiefeln. Er wandte sich ab, schritt lächelnd dahin und davon. Bevor er die Bühne seines überraschenden Auftritts verließ, schaute er selbst-

zufrieden zurück und verschwand so plötzlich, wie er erschienen war.

Die Birken verharrten bewegungslos, die Spur der Zerstörung, die der tänzelnde Mann im weißen Frack hinterlassen hatte, zog sich durch das kleine Ranenwäldchen und ließ die Reste der alten Fundamente aufleuchten.

Am Abend hatte ich Fieber und bekam Schüttelfrost. Mutter machte mir kalte Wadenwickel und steckte mich ins Bett.

Der Kurier hat vorhin angerufen. Man wollte dich sprechen.

Welcher Kurier? Wer schickt denn heute noch einen Kurier?

Das Lokalblatt, Konstantin. Deine Zeitung, die du jeden Tag studierst. Eine Redakteurin rief an, war wohl ein sehr junges Mädchen, eine ganz hohe Stimme, sie piepste am Telefon. Sie will vorbeischauen, um dich etwas zu fragen. Ich habe ihr gesagt, sie kann um drei kommen. Ist dir das recht?

Und warum kommt sie? Was wollen die von mir?

Das hat sie nicht gesagt. Ist drei Uhr für dich in Ordnung?

Ja. Geh ins Wohnzimmer und setz dich. Ich habe Leinöl gekauft. Ich dachte, Kartoffeln mit Leinöl, das könnte dir schmecken. Das habe ich doch bei euch zu Hause immer gegessen.

Ja, aber das war selbstgepresstes Leinöl. So was Feines kann man nicht kaufen.

Sie löste sich vom Türrahmen und ging bedächtig die wenigen Schritte ins Wohnzimmer zurück. Boggosch griff nach dem Kochbuch und las zum wiederholten Mal das Rezept durch, um sich die einzelnen Schritte einzuprägen. Ein Leben lang hatte er sich nie um die Küche und das Mittagessen kümmern müssen und erst vor vier Jahren begonnen, für sie beide zu kochen. Diese Arbeit war ihm noch immer unvertraut und lästig, und ohne Kochbuch verfaß er die selbstverständlichsten Zutaten, doch nach ihrer Bandscheiben-Operation konnte sich seine Frau nur noch mühsam bewegen, so dass er ihr vorgeschlagen hatte, die gesamte Küchenarbeit zu übernehmen. Was immer er ihr seitdem vorgesetzt, sie lobte es jedes Mal übermäßig, obgleich er sie gebeten hatte, dies zu unterlassen,

er benötige keine Ermunterungen, und über seine Kochkünste mache er sich keinerlei Illusionen.

Nach dem Essen wusch er das wenige Geschirr und die beiden Töpfe ab, bevor er sich mit einem Buch in dem alten Liegesessel setzte. Er las ein paar Seiten, und von dem gleichmäßigen, schweren Atmen seiner schlafenden Frau verführt, nickte er über der Lektüre ein. Der leise Stundenschlag der Pendeluhr im Flur weckte ihn, er ging in die Küche, um Kaffee zu kochen.

Als es an der Tür klingelte, schaute er auf seine Armbanduhr.

Gemau drei Uhr, stellte er fest, der Kurier des Zaren ist pünktlich auf die Minute.

Er sah seine Frau an: Willst du nicht im Zimmer bleiben? Dann kannst du alles hören, was die Zeitung mir zu sagen hat, und ich muss dir nicht alles hinterher erzählen.

Sie schüttelte den Kopf und stemmte sich aus ihrem Sessel hoch: Ich setz mich für einen Moment auf dem Balkon. Ich will lieber noch ein wenig die Sonne genießen, die Tage werden ja schon kürzer.

Er ging zur Wohnungstür und öffnete, ein junges Mädchen lächelte ihn an, sagte, dass sie Loretta Köster heiße und im Auftrag des »Kuriers« ein Gespräch mit ihm führen solle. Er bat sie ins Zimmer und fragte, ob er ihr etwas anbieten könne. Sie dankte und lehnte ab, war dabei derart verlegen, dass sie ins Stottern geriet. Er bot ihr einen Platz an und fragte, um was es gehe, was sie sich von einem solchen Gespräch erhoffte, was sie sich vorstelle.

Übersprudelnd erzählte das Mädchen, sie arbeite seit vier Monaten beim Kurier, wo sie nach ihrem Studium ein einjähriges Praktikum absolvierte. In drei Wochen beginne das neue Schuljahr, und das sei in diesem Sommer

ein besonderes Ereignis, da nach der dreijährigen Umbauzeit die Schüler nun nicht mehr in der alten Kaserne unterrichtet würden, sondern wieder im Gymnasium, das schön denn je geworden sei. Er, der Herr Doktor Boggosch, kenne ja das alte Gymnasium, da er dort einmal Schuldirektor war. Von der Redaktion habe sie den Auftrag erhalten, mit ihm über seine Zeit als Direktor zu reden, und nicht nur mit ihm soll über das Gymnasium gesprochen werden. Ihrem Chef, dem Herrn Köstler, war aufgefallen, dass momentan vier Schuldirektoren des Pestalozzi-Gymnasiums in der Stadt wohnten, drei ehemalige und der neue, der vor sechs Jahren ins Städtchen gezogen sei. Auf diese Besonderheit soll bei der Wiedereröffnung verwiesen werden, und Herr Köstler habe ihr diesen Auftrag gegeben. Sie werde eine ganze Seite dafür bekommen, die zum Schulbeginn erscheinen solle, genau gesagt, in der Wochenendbeilage. Sie habe bereits mit Dr. Meyer-Keller ein großes Interview geführt, der die Schule nun leite, und mit Herrn Rutzfeld, der vor Jahrzehnten sein Nachfolger war, und sie werde auch noch mit Herrn Dr. Cornelius reden. Ein großes Foto des restaurierten Gymnasiums werde über der Seite stehen, und vor dem Gymnasium, das sei ihr Vorschlag, sollten die vier Direktoren zu sehen sein, die drei im Ruhestand und der jetzige.

Boggosch hatte ihr schweigend zugehört und belustigt das aufgeregte und von ihrem Auftrag offensichtlich begeisterte Mädchen betrachtet. Nachdem sie überhastet und fast atemlos ihr Anliegen geschildert hatte, sah sie ihn erwartungsvoll an. Da er nichts sagte, fügte sie hinzu: Der Herr Köstler, unser Lokalchef, war einer Ihrer Schüler. Er hat mir von Ihnen erzählt. Sie sind eine Legende, sagte er mir. Ich soll Sie von ihm grüßen.

Ja, der Michael Köstler war mein Schüler, das ist wahr. Und noch zwei andere Herren aus Ihrer Redaktion, alles Schüler von mir. Und ich lese, was meine Schüler schreiben.

Sie sind stolz auf Ihre Schüler.

Stolz? Nein. Ich schaue mir nur an, was sie bei mir gelernt haben. Ich will sehen, was sie nicht begriffen haben, was sie immer noch falsch machen. Die Artikel meiner drei Schüler lese ich sehr genau. Mit dem Rotstift in der Hand, sozusagen. Den zweiten Konjunktiv, den sollte der Michael Köstler meiden, der verrutscht ihm regelmäßig.

Das Mädchen kicherte nervös. Da er nichts weiter sagte, fragte sie ihn direkt, ob er ihr ein längeres Interview zu seiner Zeit am Gymnasium gebe.

Nun, Fräulein Rösler, das ist alles lange her. Und es interessiert keinen mehr. Ich bin ein alter Mann, und meine Welt ist längst versunken. Das ist vorbei, mein Fräulein. Vergangenheit. Abgeschlossenes Präteritum. Das war in der anderen Zeit.

Und darum will unsere Zeitung daran erinnern. Eine ganze große Seite mit Ihnen und den anderen Direktoren. Das ist schließlich ein Teil der Geschichte dieser Stadt. Und wann gibt es das schon mal, dass vier Direktoren derselben Schule gleichzeitig in einer Stadt leben. Und es war die Zeit des großen Umbruchs. Ich denke, dazu könnten Sie viel erzählen. Das interessiert die Abonnenten vom *Kurier*, das ist auch die Geschichte unserer Leser.

Ich weiß nicht, ob ich es will. Ob ich mich daran erinnern möchte. Es ist lange her und es ist vorbei.

Aber die Erinnerungen überkommen einen, ob man will oder nicht. Sie sind das Leben, das man führte. Sie sind jetzt siebzig ...

Neunundsechzig, korrigierte Boggosch.

Verzeihung. Da müssen Sie einen Schatz von Erinnerungen besitzen.

Was für einen Schatz? Verlassen Sie sich nicht auf die Erinnerungen alter Männer. Mit unseren Erinnerungen versuchen wir ein missglücktes Leben zu korrigieren, nur darum erinnern wir uns. Es sind die Erinnerungen, mit denen wir uns gegen Ende des Lebens beruhigen. Es sind diese fatalen Erinnerungen, die es uns schließlich erlauben, Frieden mit uns selbst zu schließen. Schauen Sie sich die Memoirenbände an, die Jahr für Jahr erscheinen. Das sind alles prächtige Figuren. Wundervolle, aufrichtige, tapfere Charaktere. Unerschrocken, selbstlos, die Gerechtigkeit in Person. Kerle, die man gern als Zeitgenossen gehabt hätte. Das Problem ist, es waren meine Zeitgenossen, und sie waren nicht angenehm. Und glauben Sie nicht, ich will Ihnen nun einreden, dass meine Erinnerungen genauer sind, wahrhafter, glaubwürdiger. Nein, verehrtes Fräulein, auch ich würde Ihnen erzählen, was mir ins Bild passt, das ich von mir habe oder das ich anderen von mir vorgaukeln will. Ich würde selbstverständlich alles verschweigen, was mich an mir stört. Und dazu müsste ich mich nicht sonderlich anstrengen. Das Störende, das, was mir an mir nicht gefällt, ich müsste es nicht einmal verschweigen, das ist gar nicht nötig. Das habe ich längst vergessen, und zwar sehr gründlich. Kümmern Sie sich nicht um die Erinnerungen alter Leute, berichten Sie, was Sie sehen, was wirklich passiert. Und schreiben Sie es auf, wie Sie es gesehen haben. Schreiben Sie nicht, was man Ihnen einreden will, und auch nicht das, was Ihre Redaktion vielleicht gerne von Ihnen haben möchte.

Er sah sie fast triumphierend an, zufrieden, weil er das

Mädchen, diese kleine Redaktionsmaus, offensichtlich sprachlos gemacht hatte.

Nun, brauchen Sie jetzt etwas zu trinken? Soll ich Ihnen ein Glas Wasser bringen?

Danke, nein. – Das wäre ein guter Anfang, Herr Doktor Boggosch.

Was meinen Sie? Was für ein Anfang?

Für meine Seite. Für das Gespräch mit Ihnen. Wir fangen mit dem an, was Sie eben sagten, und dann legen Sie los.

Ich dachte, ich hätte Sie erschreckt.

Also sind Sie einverstanden? Sie geben mir das Interview?

Nein, nein, so rasch wickeln Sie mich nicht ein, Fräulein Rösler. Wie viel Zeit habe ich? Bis wann muss ich mich entscheiden?

Wenn wir uns in der nächsten Woche für ein paar Stunden zusammensetzen könnten ...

Schön, dann habe ich also sieben Tage, um über Ihre Frage nachzudenken. Rufen Sie mich in der nächsten Woche an, dann kann ich Ihnen sagen, ob ich Ihnen Rede und Antwort stehe. Ob ich die alten Feldsteine noch einmal umdrehe, um zu schauen, was darunter ist.

Danke, Doktor Boggosch. Vielen Dank. Ich rufe Sie nächsten Dienstag an. Neun Uhr, ist das in Ordnung?

Er nickte. Sie standen auf und er reichte ihr die Hand. Aber ich habe Ihnen nichts zugesagt. Seien Sie nicht allzu sehr enttäuscht, wenn ich Ihnen absage.

Ich bin zuversichtlich. Und jetzt bin ich auch sicher, dass Sie was zu sagen haben. Ich freue mich auf unser Gespräch.

Das ist nicht gewiss, das steht noch in den Sternen, mein schönes Fräulein. Aber eins kann ich Ihnen jetzt

schon sagen. Ein Foto vom Gymnasium, das gehört auf diese Seite, da stimme ich Ihnen zu. Aber dass da vier Direktoren davorstehen, nein, das sehe ich nicht. Dazu werden Sie mich nicht überreden können.

Wieso nicht? Es geht doch um diese vier Direktoren, das wird auch irgendwie der Titel der Seite sein. Warum wollen Sie sich nicht fotografieren lassen?

Was habe ich mit diesem Herrn Doktor Meyer-Keller zu schaffen? Ich kenne den neuen Direktor kaum, wir hatten wenig miteinander zu tun. Warum sollte ich mich mit ihm fotografieren lassen?

Weil er der neue Direktor ist. Er ist einer Ihrer Nachfolger.

Das ist kein hinreichender Grund. Und diese anderen beiden Herren, Rutzfeld und Cornelius, die kenne ich nur allzu gut und werde mich daher nicht mit ihnen zusammen hinstellen. Verstehen Sie jetzt?

Auch nicht für ein Foto? Das würde nur eine Minute dauern.

Nicht einmal für eine Sekunde. Die Welt ist groß genug, dass wir uns alle in ihr irren können, aber unser Leben ist nicht so lang, dass wir alles vergessen könnten. Die Erinnerungen, Fräulein Rösler, die Erinnerungen erlauben es nicht. Das sollten Sie berücksichtigen. Sie müssen Ihren Artikel nicht mit dem Bild einer großen Lüge schmücken. Richtig ist, ich hatte mit diesen beiden Herren zu tun, mit Rutzfeld und Cornelius, durchaus. Sie waren Direktoren meines Gymnasiums, sie waren es nach mir und sie waren es vor mir, wie Sie vielleicht wissen. Aber das ist die einzige Gemeinsamkeit, an die ich mich erinnern könnte. Und das ist für ein Foto zu wenig. Vergessen Sie dieses Foto, dazu werden Sie mich niemals überreden können. Er lächelte sie an: Sind Sie nun von mir enttäuscht?

Nein. Eher im Gegenteil. Ich hoffe jetzt umso mehr, dass Sie mir nächste Woche nicht absagen. Ich möchte die Wahrheit hören.

Die Wahrheit? Nun, die werden Sie auch von mir nicht bekommen. Lediglich meine Wahrheit. Und in ein paar Tagen sage ich Ihnen, ob wir darüber sprechen. Bis dahin werde ich zu tun haben.

Sie wollen alte Feldsteine umwälzen?

Ja. Leben Sie wohl, Fräulein Rösler.

Schön wir uns in der Stadt? An diesem Wochenende, Herr Doktor?

Boggosch sah sie überrascht an: Was meinen Sie? Wo sollten wir uns sehen?

Es ist das erste Septemberwochenende. Der jährliche Jahrmakel, das große Ereignis. Ich werde zum ersten Mal dabei sein, aber Sie werden es gewiss häufig erlebt haben.

Ach ja, Ihre Zeitung schreibt ja schon seit Wochen darüber. Dann wünsche ich Ihnen ein paar schöne Stunden auf dem Rummel. Ich glaube nicht, dass ich mir das antun werde. Das ist etwas für die jungen Leute.

Er blieb gedankenverloren an der Tür stehen, als das Mädchen gegangen war. Sein Blick fiel auf den Spiegel neben dem Eingang, und er betrachtete sich mit zusammengekniffenen Augen.

Der Herr Schuldirektor Boggosch, murmelte er leise, während er sein Abbild misstrauisch prüfte, nun, das war einmal.

Er war nicht unzufrieden mit seinem Aussehen, für sein Alter war er schlank und die Figur ausstreichend elastisch. Ein, zwei Kilo mehr könnten ihm nicht schaden, aber er hatte nur noch wenig Appetit. Die gelbgrauen Flecken auf den Wangen und an den Schläfen hatten sich vergrößert, und es waren weitere Falten um den Mund und die

Augen hinzugekommen. Die Riise in seinem Gesicht, wie der kleine Sohn seiner Nachbarin bemerkt hatte.

Er ging zur Balkontür, um nach seiner Frau zu schauen. Sie hielt mit geschlossenen Augen ihr Gesicht in die Sonne. Er holte aus dem Wohnzimmer eine Wolldecke, um sie ihr unzuliegen, und währenddessen erzählte er ihr, weshalb die junge Redakteurin ihn aufgesucht habe.

Eine Legende, sagte er auflachend, man hat dem Mädchen erzählt, ich sei eine Legende.

Das ist die Wahrheit, Konstantin. Du warst sehr geschätzt, in der ganzen Stadt, und das hat sich auch nicht verändert. Und fast hätten sie dich zum Ehrenbürger gemacht. Ich meine auch, dass du eine Legende bist.

Ach, Marianne, ich erinnere mich an ganz andere Geschichten. Ich war auch unerwünscht, mehr als unerwünscht. Das werde ich auch nicht vergessen. Es gab Zeiten, da hat man es sich zweimal überlegt, ob man mich grüßt.

Willst du mit der jungen Frau sprechen? Wirst du ihr das Interview geben?

Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht. Wozu die alten Gespenster wecken? Uns geht es doch gut, Marianne. Soll ich das aufs Spiel setzen? Und mit dem Mädchen sprechen und verschweigen, was Ärger bringen könnte, nein, dazu bin ich nicht bereit. Diese alten Geschichten, davon will doch keiner mehr etwas wissen, sie haben alle mit sich zu tun. Erinnerungen stören. Ich denke, ich sollte es dabei bewenden lassen.

Aber du auf einer ganzen Seite im *Kurier*, das würde mir gefallen. Ich würde mit zehn Exemplare besorgen und sie an alle Freunde schicken.

Auf dieser Zeitungsseite wäre ich nicht allein, Marianne. Mit vier Direktoren wollen sie sprechen. Und am

liebsten wäre ihnen noch ein Bild von uns, ein Treffen dieser vier. Ich soll mich zusammen mit Cornelius und Rutzfeld und diesem neuen Direktor hinstellen, damit sie ein Foto machen können. Nein, je länger ich darüber nachdenke, es verbietet sich. Ich will mit denen nichts zu tun haben.

Du wirst es schon richtig machen, Konstantin.

Willst du noch hier draußen sitzen bleiben?

Ein wenig. Solange mir warm ist. Es ist so schön hier draußen, der Blick über die Havel, das Wasser, der Wald, mein Gott, wie schön wir es haben. Ach, weißt du, diesmal freue ich mich richtig auf die Kuz. Da unten im Harz ist es immer ein paar Grad wärmer als bei uns. Bei uns ist in einem Monat die Balkonzzeit vorbei, dann kann ich mein Zimmer nicht mehr verlassen, aber in der Kurklinik kann man sogar alle Mahlzeiten, vom Frühstück bis zum Abendbrot, auf der Terrasse einnehmen. Na, du kennst es ja. Und es bleibt dabei, du holst mich ab und kommst ein paar Tage eher?

Natürlich. Wie jedes Jahr, Marianne.

Er ging in sein Arbeitszimmer, setzte sich in seinen Schreibtischsessel, drehte sich in ihm und betrachtete die drei Wandregale. Über den Büchern, in der obersten Reihe, standen die Ordner, sauber beschriftet, in denen jene Schulunterlagen abgeheftet waren, die ihm seinerzeit bedeutsam schienen. Was würde man nach seinem Tod mit diesen alten Ordnern anfangen? Vermutlich kommt alles in eine Mülltonne, ohne dass irgendjemand einen dieser Aktendeckel aufschlägt, deren Inhalt einmal wichtig und vertraulich oder gar streng vertraulich war. Dann könnten sich Schulkinder die Akten aus dem Müll holen und die einmal so geübten Unterlagen lesen. Aber vermutlich werden nicht einmal gelangweilte Kinder sich

oder lang werde der Eiserner Vorhang zwischen Ost und West nicht mehr allein in den Köpfen sein. Die beiden Länder würden irgendwann auch einen Lagerzaun brauchen, das würde jegliche Lagerordnung schon seit Jahrhunderten verlangen, irgendwann wird der eiserner Vorhang zu einem stabilen und unüberwindlichen Lagerzaun, der Osteuropa von Westeuropa trennt, und sie hoffen in diesem Moment, im richtigen Lager zu sitzen. Wenn Emanuel und die Freunde recht haben, dann wird diese Trennung endgültig sein oder sehr lange Zeit dauern, ich werde nie wieder meine Mutter sehen, und der einzige Verwandte, den ich dann noch hätte, wäre mein Onkel Richard, dem ich besser nicht unter die Augen kommen sollte, denn ich hatte ihn belogen und mir von ihm Geld geben lassen für eine Schule, in der ich mich nicht einmal einen Tag hatte sehen lassen. Von Onkel Richard ich nichts zu erwarten, wir waren geschiedene Leute, das war mir recht, und sein Geld würde ich ihm auch zurückgeben, irgendwann, denn von ihm wollte ich mir nichts schenken lassen, kein Fahrrad und keinen Pfennig.

Nach Marseille konnte ich nicht zurück. Ich hatte meine vier Arbeitgeber und Freunde nie belogen, aber ich hatte ihnen auch nicht die ganze Wahrheit über mich erzählt. Emanuels Buch *Combat de coqs 22 juin* steckte in meinem Koffer, in dem wunderschönen alten Lederkoffer, den sie mir geschenkt hatten, und dieses Buch, in dem es ein Foto von einem Mann gab, der mein Vater war oder es doch sein konnte, machte es mir unmöglich, dorthin zurückzukehren. Diese vier Männer waren für mich wichtig, sie waren Freunde für mich, aber diese Freundschaft war durch meinen Vater vergiftet. Nein, Marseille konnte ich vergessen.

Zu Mutter zurückgehen und daheim eine Lehre anfan-

gen und dort die Abendschule besuchen, wäre eine Möglichkeit, aber dann wären die letzten zwei Jahre umsonst gewesen. Ich war aus Vaters Stadt geflohen und wollte nie wieder dort leben. Mutter zu besuchen hatte ich vor, aber danach müsste ich so schnell wie möglich in eine andere Stadt ziehen. Mutter würde das verstehen. Aber wohin? Wohin konnte ich gehen? Wie lange würde Berlin und der Osten abgesperrt sein? Vielleicht wie damals, bei der Berlin-Blockade, für mehrere Monate? Vielleicht für immer? Mein Bruder war gewiss schon bei Onkel Richard, und Mutter lebte zu Hause ganz allein.

In Frankreich konnte ich nicht bleiben, und auch in England oder Italien, in Polen oder in der Sowjetunion, überall könnte ich auf Leute von der Résistance, auf Partisanen und Widerstandskämpfer stoßen. Ich würde sie kennenlernen, mich mit ihnen anfreunden und müsste dann irgendwann erfahren, dass sie vor zwanzig Jahren auf meinen Vater getroffen waren, den überall gefürchteten »Vulkan«. In jedem Land würde ich auf ihn stoßen, überall war ich der Sohn des SS-Manns »Vulkan«. Das wollte ich mir nicht antun. Und wenn ich in Westdeutschland bliebe, würden mich die Behörden zu dem Onkel nach München schicken oder ihn darüber informieren, dass der Sohn seines Bruders wieder da sei. Vielleicht müsste er als einziger Verwandter alle Kosten für mich übernehmen. Er würde mich zwingen, nach München zu kommen und unter seiner Fuchtel zu leben. Er würde mich zu meinem Vater befragen und nötigen zu sagen, Vater sei ein deutscher Offizier, der nichts als seine Pflicht getan habe. Nein, mit diesem Onkel wollte ich nichts zu tun haben, und keiner sollte mich zwingen können, mit ihm zu leben oder auch nur zu reden. Und außerdem hatte ich Heimweh. In Marseille besaß ich ein

großes helles Zimmer, dreimal so groß wie das Zimmer bei Mutter, in dem ich zusammen mit Gunthard leben musste, und dennoch hatte ich Sehnsucht nach diesem kleinen Zimmer mit einem Schlafplatz für mich, Sehnsucht nach meiner Mutter, nach der Heimat.

Noch einen Kaffee?, fragte die Kellnerin.
Nein, ich bezahle.

Ich hatte bisher alles geschafft, ich hatte mich durchgeschlagen mit der Wahrheit, mit Lügen, mit halbahren Geschichten, ich würde es auch weiterhin schaffen, wie immer ich mich auch entschiede. Ich griff nach meinem Rucksack, den Koffer ließ ich in der Gepäckaufbewahrung, ging in das Wechselbüro, kramte das gesamte Geld aus meinem Brustbeutel heraus, es war ein ansehnliches Bündel von Francs, die ich verdient hatte, und legte es auf den Schalter.

D-Mark?, fragte die Frau unwirsch.

Ja, für fünfzig Francs will ich D-Mark. Für den Rest aber brauche ich Ostgeld, die ostdeutsche Mark.

Ostgeld? Wer braucht denn das noch?, sagte sie verwundert, das wollen doch alle nur noch loswerden. Aber Sie haben Glück, bei Ostgeld kann ich Ihnen einen Kurs anbieten, wie wir ihn in den letzten zehn Jahren nicht hatten.

Sie zählte mein Geld, tippte Zahlen in ihre Rechenmaschine und zahlte mir das Geld aus. Für den Stapel Francs bekam ich ein paar Scheine Westgeld und ein kleines Bündel der ostdeutschen Mark. Die Brusttasche mit den neuen Scheinen beulte das Hemd kaum noch aus. Das Hartgeld und die paar D-Mark-Scheine steckte ich in die Hosentasche und fuhr nach Marienfelde.

Vor dem Eingang des Notaufnahmelagers stand ein Übertragungswagen des Fernsehens, und Reporter mit

Kameras und Mikrofonen warteten vor dem Tor oder sprachen mit Leuten, die hinter dem Zaun im Lager waren. Ein Foto von mir vor dem Tor des Notaufnahmelagers, das war das Letzte, was ich brauchte, und darum schlenderte ich zur Kaiserallee und ging dann einmal um den Block. Auch nach einer Stunde standen sie noch vor dem Tor, und ich schaute mich nach einer Telefonzelle um, suchte die Nummer des Notaufnahmelagers heraus und bat darum, mit Frau Rosenbauer verbunden zu werden.

Frau Rosenbauer hat heute frei. Sie ist erst morgen früh wieder da, sagte die Stimme in der Telefonzentrale.

Und ab wann kann ich Frau Rosenbauer morgen sprechen?, fragte ich, doch man hatte bereits aufgelegt.

Ich fuhr zum Bahnhof zurück und ging zu einer Pension in einer Nebenstraße.

Für zwei Nächte, sagte ich zu der älteren Frau, die mir das Zimmer zeigte, vielleicht werden es drei.

Ich holte meinen Koffer vom Bahnhof ab und brachte ihn in mein Quartier. Dann bummelte ich über den Kurfürstendamm, aß an einer Imbissbude drei Würste und ging anschließend in ein Kino, in ein amerikanisches Musical. Im Kino dachte ich an Raphaël und Clément und daran, was sie sagen würden, wenn sie mich in diesem Unterhaltungsfilm sähen.

Am nächsten Morgen ging ich zur Post im Bahnhof, rief wieder in Marienfelde an und ließ mich mit Frau Rosenbauer verbinden. Sie erinnerte sich an mich und fragte, warum ich anrufe und was sie für mich tun könne.

Ich habe ein Problem, Frau Rosenbauer.

Einen Moment, Konstantin, sagte sie, dann hörte ich sie mit anderen Leuten sprechen, bevor sie sich wieder meldete.

Na, Konstantin, sagte sie, jetzt bist du wohl froh, dass du rechtzeitig zu uns gekommen bist? Seit drei Tagen meldet sich kaum noch einer bei uns. Die Grenze ist dicht und sie beginnen, eine massive Mauer zu bauen. Ich fürchte, diese Grenze wird unüberwindlich sein. – Aber was hast du für ein Problem? Wie kann ich dir helfen?

Mein Problem ist die Mauer. Ich muss zu meiner Mutter zurück.

Zurück? Du willst in die DDR zurück? Jetzt, wo dort keiner mehr rauskommt? Nein, Konstantin, das solltest du dir noch einmal überlegen. Die wissen, dass du abgehauen bist. Wenn du jetzt zurückgehst, stecken sie dich ins Gefängnis.

Ich muss zu meiner Mutter. Ich kann sie nicht alleinlassen. Sie kann nicht zu mir kommen, da muss ich halt zu ihr.

Konstantin, wie stellst du dir das vor? Was denkst du denn, was die mit dir machen werden!

Es ist die letzte Gelegenheit für mich. Wenn wir die Personalausweise tauschen, wenn Sie mir meinen alten DDR-Ausweis zurückgeben, dann gehe ich rüber und sage, ich war nur für ein paar Tage im Westen. Die wissen nicht, dass ich abgehauen bin. Die wissen nicht, wo ich bin, und sie können mir nichts nachweisen, wenn ich mich mit dem alten Ausweis zurückmelde. Ich brauche meinen Ausweis zurück.

Wie stellst du dir das vor? Das ist nicht möglich. Dein alter Ausweis ... nein, ich glaube nicht, dass die alten DDR-Ausweise aufgehoben werden. Einen solchen Fall habe ich noch nie gehabt, aber ich will sehen, was ich tun kann. Ruf mich heute Abend an. Vielleicht kann ich dir dann schon etwas sagen.

ist ausgeschlossen, die Stadt ist gut versorgt, jedenfalls ausreichend. Ich versetze keinen meiner Leute in die Bezirksstadt, ich muss mich um die andere Richtung kümmern, um die Landversorgung. Die jungen Leute, die zu uns kommen, sie wollen alle nur in die Stadt. Alle wollen am liebsten nach Berlin oder nach Leipzig, und keiner in die kleinen Städte. Verwöhnt und anspruchsvoll. Aber das sage ich dir auch, von den jungen Leuten hat keiner ein Problem, in die Partei einzutreten. Machen die mit links, ob sie dran glauben oder nicht. Das hat sich auch verändert, das gab es zu meiner Zeit nicht.

Das heißt, ich bin richtig angeschmiert. Ich bin auf euren Wunsch hin in das kleine Kaff gegangen und die Beförderung kann ich vergessen.

Verzeih, Konstantin, ich muss Schluss machen, ich muss zu einer Sitzung. Überleg es dir bitte in Ruhe. Wir wollen nicht ganz vergessen, dein Fall ist überhaupt nicht einfach. Es gibt da diesen Punkt, du weißt schon, ich müsste mich dazu erklären und man würde noch weitere Stellungnahmen einholen.

Ich schloss für einen Moment die Augen. Es war, als habe man mir einen Schlag auf den Kopf versetzt. Ich atmete schwer.

Ich weiß nicht, wovon du redest.

Ich spreche von deinem Vater. In deiner Akte gibt es mehrere Seiten über ihn und du kennst sie. Und diese Seiten wird keiner übersehen, der sie nicht übersehen will.

Rudolf, ich bitte dich. Das ist dreißig Jahre her. Und ich habe meinen Vater nie gesehen.

Fotos gibt es genügend von ihm, das weißt du. Ich jedenfalls kenne Bilder von ihm, sie liegen bei deiner Akte. Fotos von Exekutionen, die er befehligte. Und Fotos von deinem Vater vor dem polnischen Volksgerichtshof.

Ich bin jetzt dreisundsiebzig, Rudolf. Woher das denn ist auf? Kann man mich nicht an mir messen, an dem, was ich bin, was ich getan habe?

Bei mir beruht es dir keine Sorgen machen, ich stehe hinter die UdS was dein Vater getan hat, das werde ich dir nicht vorhalten. Ich wusste nichts davon, Berger hat mir die Akten gezeigt. Er hielt sie unter Verschluss, und ich habe seine Gründe akzeptiert und habe es ebenso. Ich wusste bisher nichts davon, du hast nie ein Wort über deinen Vater gesagt. Als Berger mir den Aktentitel gab, den er unter Verschluss hielt, und ich deine Familiengeschichte las, da habe ich einiges begriffen. Ich habe nach dieser Lektüre dein Verhalten auf der Hochschule verstanden. Einem solchen Vater zu haben, na ja, ich begriff, warum Berger deine Akte unter Verschluss hielt, und ich sagte ihm, ich würde ebenso verfahren. Hier im Haus kennt keiner die vollständige Akte, auch nicht im Bezirk. Aber Akten verschwinden nie spurlos und sie vergessen nie etwas. Nie, Konstantin, so leid es mir tut. Du kannst du hingehen, wo du willst, diese Papiere sind noch vor dir da. Ich werfe dir nichts vor, ich wollte dich nur daran erinnern, dass es Leute gibt, die das anders sehen. Die das ganz anders sehen wollen und die genau nach solchen Punkten suchen. Du bist nicht in der Partei und dann noch einen verurteilten, einen hingerichteten Kriegsverbrecher in der Familie, da sind deine Chancen nicht gut. Und darum rate ich dir: Tritt in eine Partei ein, vielleicht kann man dann deine Kaderakte sogar bereinigen. Du ahnst nicht, was alles möglich ist. Eine Blockpartei, die NDPD, die wäre für dich das Gegebene. Das ist die Partei der unbelasteten Nazis, da würde deine Akte keinen stören.

Mir schoss das Blut in den Kopf und ich hatte Mühe, ruhig zu bleiben und ihn nicht anzuschreien.

Unbelastete Nazis? Ich? Wovon redest du? Ich habe nichts mit meinem Vater und ich habe auch nichts mit belasteten oder unbelasteten Nazis zu schaffen. Ich kann und werde in keine Partei eintreten. Mein Vater, der ist in eine Partei eingetreten, sogar sehr früh, er war einer der sogenannten Kämpfer der ersten Stunde. Und irgendwann wurde er dann das, was er wurde. Vielleicht, das ist nur eine Vermutung von mir, vielleicht geschah es, weil er irgendwann in diese Partei eintrat. Vielleicht trat er ihr reinem Herzens bei, wollte irgendetwas bewirken, verändern, verbessern. Sein Großvater, mein Urgroßvater, war im gesamten Mittelrheingebiet ein angesehener Mann, er war ein Reformpädagoge, nach dem man Schulen benannt hatte und Straßen. Verehrt und berühmt. Und nach dem Krieg, da war er schon viele Jahre tot, wurde der Name dieses verdienstvollen Reformers getilgt, überall. Man wollte nicht weiterhin den Großvater eines Verbrechers ehren. Das hatte er seinen Enkelkindern zu verdanken, meinem Vater. Und jetzt hängt er an mir dran und zieht mich in seinen Dreck. Meine Mutter sollte von Bayern eine Ehrenrente bekommen, seinetwegen, das hatten der Bruder von meinem Vater und seine alten Kameraden durchgesetzt, die sich zuvor von einem Gericht in Göttingen seine Verurteilung und Hinrichtung in Polen als kommunistischen und rechtswidrigen Terror bestätigen ließen. Aber sie ist mit ihren zwei Kindern im Osten geblieben, eine Ehrenrente wollte sie sich nicht antun. Schließlich hatte sie gleich nach dem Zusammenbruch ihren Mädchennamen wieder angenommen und sogar erreicht, dass auch ihre Kinder diesen Namen bekommen. Wusstest du das?

Nein. Davon steht nichts in den Akten.
Natürlich nicht. Im Westen hat sie eine Pension ausge-

schlagen, im Osten war sie nicht willkommen. Dass sie sich von ihrem Mann losgesagt hatte, nutzte ihr wenig. Für die Behörden war und blieb sie seine Frau. Und wir, mein Bruder und ich, sind die Kinder dieses Vaters. Und das hört anscheinend nicht auf. Mein Vater hatte seinen Vater und seinen Großvater ausgelöscht, ihr Lebenswerk vernichtet, und anscheinend kann er auch mich noch vernichten.

Ich würde dir gern helfen, unterbrach mich Rudolf, aber ich kann es nicht. Ich kann nicht mehr tun, als ich für dich getan habe. Du weißt, ich habe mich über vieles hinweggesetzt. Aber ich kann deinen Vater nicht aus deiner Akte löschen, so leid es mir tut.

Ja, ich weiß. Ich weiß, ich bekomme diesen Vater, dieses Erbe nicht los. Ich kann mich nicht frei machen, ich bin nicht frei. Seinetwegen. Seinetwegen habe ich keine Kinder, ich will es nicht. Ich hatte Angst, dass sich etwas fortsetzt. Ich wollte keine Kinder, weil ich Angst vor dem Bösen habe, vor dem Geistern meines Vaters. Meine Frau leidet darunter, dass wir kein Kind haben, und ich auch. Ich liebe Kinder, darum bin ich Lehrer geworden, aber vor einem eigenen Kind habe ich Angst. Ich habe Angst, dass der Dämon durch mich am Leben bleibe.

Ich bemerkte plötzlich, dass Rudolf mich irritiert und verwundert ansah. Er war erstaunt, dass ich ihm scheinbar so vorbehaltlos vertraute, und erst durch seine unübersichtbare Verwunderung wurde mir klar, dass ich mit bei ihm tatsächlich etwas von der Seele redete, dass ich ausgerechnet einem Rudolf Schröder gegenüber, einem der drei Don-Kosaken, die mir seitherzeit das Studium schwermgemacht hatten, von jener mich bedrückenden Last sprach, die ich mit mir herumzuschleppen hatte. Ich zuckte innerlich zusammen und verstummte für einen

Moment, doch dann sprach ich weiter. Rudolf Schröder war einer der wenigen Menschen, die meine ganze Geschichte kannten, er wusste all das, worüber ich mit kaum einem Menschen sprechen konnte, und wenn er schon meine gesamte Akte gesehen hatte und ihm all das, was ich mich überall zu verbergen bemühte, schwarz auf weiß vorlag, dann sollte er auch den dazugehörigen Rest erfahren, und so erzählte ich einfach weiter, was mich lebenslang bedrückte und beschäftigte, und es interessierte mich in diesem Moment und in seinem Arbeitszimmer überhaupt nicht, ob er mich verstand oder ob ihm das alles gleichgültig war. Ich spürte in mir ein Bedürfnis, davon zu erzählen, es erleichterte mich und es war mir in diesen Momenten vollkommen gleichgültig, wer mir gegenüber saß und wem ich darüber berichtete.

Ja, Rudolf, dieser Vater hängt mir an. Und ununterbrochen grübele ich darüber nach, wie wurde der Vater der, der er wurde? Er war der Enkel eines berühmten Pädagogen und der Sohn eines geachteten Mittelständlers, der ein paar Erfindungen machte, sie sich patentieren ließ und mit diesen Patenten eine kleine, aber angesehene Reifenfabrik aufbauen konnte. Ein Reformpädagoge, ein Firmengründer, beide geachtet und angesehen, wieso wurde dann ausgerechnet dieser Enkel und Sohn zu einem solchen Teufel? Er hatte Schwierigkeiten mit seinem Vater, mit seinem Großvater, ihre Namen wurden ihm vermutlich überall vorgehalten. Überall, wo er hinkam, sprach man vom Großvater, vom Vater. Vermutlich sah er nur die eine Möglichkeit, sich von ihnen unüberschbar abzugrenzen. Er verließ das Umfeld seiner Vorfahren, den Raum, in dem sein Großvater und sein Vater herrschten. Ich denke, er wollte auf eigene Füße kommen, und das hieß für ihn, er musste alle Werte sei-

ner Vorgänger über Bord werfen, deren humanistisches Gymnasium, ihre Religion, ihre bürgerliche Kultur. Und dann fand er eine Partei, die ebenso radikal sich von allen anderen zu unterscheiden suchte, die einen radikalen Neuanfang wollte, die alles Überkommene weglegen wollte. Er trat dieser Partei bei, sehr früh, dann machte er das für die Partei und dies und jenes, und irgendwann war eine Grenze überschritten, die vielleicht auch für ihn einmal unüberschreitbar gewesen war. Der erste Schritt in den Sumpf, dann der zweite, und schließlich steckte er bis zum Hals im Morast. Und immer so weiter, immer der Partei treulich gefolgt, bis eines Tages das Parteimitglied dafür gehängt wurde. Ich denke, er ist da reingeschlittert, ganz langsam, Schritt für Schritt. Eine kleine Abweichung zuerst, ein winziger Regelverstoß, eine nicht ganz zulässige Aktion für die Partei, damit fing es an, denke ich, und am Ende kam das große Verbrechen und dann wartete der Strick auf ihn.

Ja, vielleicht. Vielleicht war es so. Als Verbrecher wurde dein Vater gewiss nicht geboren.

Ja, und deswegen werde ich nirgends eintreten. In keine Partei und in keinen Verein. Das ist die Lehre, die ich gezogen habe.

Ich bitt dich, Konstantin, halt den Mund. Was du jetzt andeutest, das ist so eine unverschämte Unterstellung! Aus und Schluss, das habe ich gar nicht gehört. Was fällt dir nur ein! Das ist ungeheuerlich! Das ist ja strafbar! Ach was, ich werde es einfach vergessen und kann nur hoffen, dass du nie wieder so etwas äußerst, keinem gegenüber und nirgends. – So, nun muss ich wirklich gehen. Ich habe zu tun.

Ich will nach Magdeburg, Rudolf.

Ich habe dir eine Stunde meiner Zeit geopfert, dir

unserer Grundschule, doch nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten wurde er entlassen, da die Akten ihn als einen der aktivsten Spitzel im Bildungswesen auswiesen. Ein Jahr lang leitete er eine jener Annoncenzeitungen, mit denen neuerdings jeder Briefkasten vollgestopft war, später eröffnete er in Räumlichkeiten von Schloss Wasserburg, einem Bau aus dem 19. Jahrhundert, zwanzig Kilometer vom Städtchen entfernt, eine Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft, die außerordentlich prosperierte. Er beriet nun Firmengründer aus den westlichen Bundesländern, dem Vernehmen nach soll er ihnen bei Ankäufen als Strohmann zu Diensten gewesen sein. Er ist reich geworden, was er auch gern ausstellt, und ist im Städtchen ebenso angesehen wie verachtet.

Im Juni bekam ich einen eingeschriebenen Brief einer Leipziger Notarkanzlei. Marianne hatte den Brief entgegengenommen und ihn mir verwundert übergeben. Als sie von ihrem Treffen mit ihrer Freundin Anna und der kleinen Esther zurückkam, fragte sie mich, was ein Notar mir denn Gewichtiges mitzuteilen hätte. Ich war auf ihre Frage vorbereitet und hatte mir eine Lüge zurechtgelegt. Ich sagte, meine Mutter hätte in G. ein Stück Ackerland besessen, einen Hektar, auf dem wir damals Kartoffeln anbauen. Dieses Stück Land wolle nun eine frühere Genossenschaft, die sich neu gründe, käuflich erwerben oder pachten und habe den entsprechenden Antrag gestellt.

Und was wollen sie dir dafür bezahlen?, fragte sie belustigt.

In dem Schreiben steht keine Geldsumme, aber ich werde es wohl verkaufen. Was soll ich mit einem Acker in einer Stadt, die ich nie aufsuche.

Aber ein so dicker Brief?, fragte sie verwundert, muss

man denn für einen Hektar Kartoffelacker solche dicken Briefe schreiben?

Anwältre, sagte ich nur zur Erklärung, die leben davon. Je mehr Papier, desto höher ihre Honorare.

Sie gab sich mit der Auskunft zufrieden. Ein paar Wochen später fragte sie, wie ich mich entschieden habe, und ich sagte, ich hätte dem Verkauf zugestimmt, da die jährliche Pacht lächerlich sei und wir mit dem Verkaufserlös einen Urlaub bestreiten könnten.

In dem Notariatsbrief wurde mir mitgeteilt, das Leipziger Amtsgericht habe entschieden, die Erbschaft von Gerhard Müller und seiner Frau Erika Boggosch, geborene Boggosch, verheiratete Müller, stehe den natürlichen Erben zu, da die sowjetische Besatzungsmacht zwar sämtliche Maschinen der Vulcano-Werke nach dem Kriegsende beschlagnahmt und abtransportiert hätte, das Werk von Gerhard Müller sowie seine Grundstücke, Immobilien und Ländereien damals unangetastet ließen, diese seien erst von der ostdeutschen Regierung enteignet worden. Ein Anspruch auf die von der sowjetischen Militärverwaltung beschlagnahmten Maschinen der Gummireifenfabrik bestehe nicht, dies schließe der Einigungsvertrag in Rücksicht auf sowjetische Interessen aus, doch das gesamte von der ostdeutschen Verwaltung konfiszierte Eigentum gehöre nach Recht und Gesetz den Kindern von Gerhard Müller und seiner Frau Erika, was durch einen Göttinger Gerichtsentscheid bereits im Jahre 1951 nach einem von Richard Müller angestregten Prozess unzweideutig geregelt worden war. Der Maschinenpark von BUNA 3 gehöre nicht dazu, da diese Maschinen nicht im Austausch und als Ersatz verschlissener Maschinen angeschafft worden waren, sondern nach der Beschlagnahme durch die sowjetische Besatzungsmacht

vollständig neu aufgebaut werden musste. Ein Anspruch auf diesen Maschinenpark wäre nur durch einen weiteren Prozess durchzusetzen.

Gunthard und Konstantin Boggosch seien als einzige Kinder des Erblassers daher die rechtmäßigen und amtlich bestätigten Erben. Es liege allerdings eine Erbverzichtserklärung vom Mai 1951 vor, in der Erika Boggosch, verheiratete Müller, sowie ihre Söhne Gunthard und Konstantin schriftlich beurkunden, dieses Erbe nicht antreten zu wollen. Die Verzichtserklärung von Erika Boggosch, geborene Boggosch, verheiratete Müller, sei für die Verstorbene bindend, die Erklärungen der beiden Söhne wären es jedoch nicht, da diese zum Zeitpunkt der Beurkundung minderjährig waren. Gunthard Boggosch sei bereits von seiner Verzichtserklärung zurückgetreten und habe seinen berechtigten und gerichtlich bestätigten Anspruch erklärt. Er, Konstantin Boggosch, müsse sich gleichfalls neu erklären, also notariell seinen Verzicht oder seinen Anspruch amtlich und öffentlich vermelden. In einem beigelegten Stapel von Kopien wurde der Besitz aufgelistet, er bestand aus den früheren Vulcano-Werken, dem heutigen BUNA 3, aus zwölf Häusern in G., den vier Stadtvillen am Markt und acht weiteren Mehrfamilienhäusern, vier unbebauten Grundstücken in G. sowie vierundzwanzig Hektar Ackerland und dreiundvierzig Hektar Wald.

Ich erzählte Marianne nichts von dem Inhalt des Briefes, wie ich ihr nichts von meinem Vater erzählt hatte. Ich erzählte es niemandem. Immer wieder, Tag und Nacht, beschäftigte mich diese Anfrage der Notarkanzlei. Es ging um einen großen, um einen riesigen Besitz. Jedes der Häuser am Markt war gewiss eine halbe Million wert, und BUNA 3 besaß vermutlich einen sehr viel höheren

Wert als alle Häuser von Gerhard Müller in G. zusammen. Konstantin Boggosch, der zweifache Schuldirektor, Kunstlehrer der Pestalozzi-Schule und jetzige kleine Verzichtserklärung widerruft, plötzlich der reichste Mann des Städtchens.

Mein Leben lang habe ich mich bemüht, dem verhassten Schatten meines Vaters zu entgehen, ich war aus G. geflohen, hatte in Marseille Unterschlupf gesucht, ich hatte mich sogar um Aufnahme bei der Fremdenlegation bemüht, nur um diesem gefürchteten und verhassten Gerhard Müller zu entkommen. Sollte ich mich durch Geld verführen lassen, nun doch zum Sohn meines Vaters zu werden? Mit meinem Direktorengelohnte gehörte ich zu einer gut versorgten Besoldungsgruppe, ich würde eine mehr als ausreichende Pension beziehen, ich brauchte das Geld nicht, nicht wirklich. Ich fragte mich auch, wie ich mich entscheiden würde, wenn meine finanzielle Lage weniger rosig wäre, wenn ich wie Rudolf Schröder vor dem Nichts stünde. Wenn ich die Verzichtserklärung erneuerte, wäre Gunthard der Begünstigte und Alleinerbe, und ich wusste, er würde mich nicht mit Dankbarkeit überschütten. Er würde über mich lachen, seine Verachtung für mich sich ins Grenzenlose steigern.

Ich entschied mich gegen meinen Vater und folgte meiner Mutter. Drei Wochen später teilte ich der Kanzlei in Leipzig mit, ich würde bei meiner damaligen Entscheidung bleiben und die Verzichtserklärung von 1951 vor dem hiesigen Notar bestätigen oder wiederholen und ihnen zusenden. Marianne erzählte ich nichts davon, ich hoffte, sie würde nie etwas davon hören, nichts von meinem Vater und seinen Untaten und nichts von dem Verzicht auf ein Millionenerbe, einem Verzicht, den ich

vermutlich keinem anderen Menschen erklären kann. Ich war erleichtert, als ich den Brief eingesteckt hatte, und hatte nicht das Gefühl, mir sei etwas entgangen, vielmehr hatte ich mich ein Stück weiter aus dem Schatten des Vaters herausgearbeitet.

Bis zu meiner Pensionierung blieb ich an der Pestalozzi-Schule. Rutzfeld sorgte dafür, dass ich nichts anderes unterrichten konnte als das Kunstfach. Die Stimmung zwischen uns blieb feindselig, aber er stand auch mit fast allen anderen Kollegen auf keinem guten Fuß. Als er 2008 pensioniert wurde, war das Aufatmen des Kollegiums hörbar. Ihm folgte ein Dr. Meyer-Keller im Amt, ein vierzigjähriger Mann mit vier Kindern, der zuvor in zwei anderen Bundesländern tätig war. Bei seinem Amtsantritt hatte ich noch zwei Jahre vor mir, ich wich dem neuen Direktor nicht aus, aber ich legte auch keinen Wert auf eine nähere Bekanntschaft. Die Zuneigung meiner Schüler hatte ich mir erhalten, und es gelang mir, sie jedes Jahr und bei jedem neuen Jahrgang zu erobern, das war die Anerkennung, die für mich wichtig war.

Marianne musste sich immer wieder krankschreiben lassen. Ihre Wirbelsäule schmerzte, das ständige Stehen an den OP-Tischen hatte ihr zwei Bandscheiben-Vorfälle beschert und sie hatte darum gebeten, als Hygiene-Schwester arbeiten zu können. Ich bemühte mich, möglichst viel der Hausarbeit zu übernehmen, damit sie sich daheim erholen konnte. Sie bemühte sich, sich nichts von den Schmerzen anmerken zu lassen, aber wenn sie sich unbeobachtet fühlte, sah ich, wie mühsam sie sich bewegte.

Im Jahr 2010 wurde ich pensioniert, ich war fünfundsiechzig, und ich ging gern. Ich war müde geworden und freute mich auf die freie Zeit und die Ruhe. Der Abschied an der Schule wurde zu einem großen Fest, zu dem auch

ob ich ihr Zimmer sehen wolle, aber das lehnte ich ab, Krankenzimmer deprimieren mich und ich würde in zwei Tagen selbst eins beziehen müssen.

Wir gingen in mein Hotel und setzten uns in das Restaurant. Ich bestellte eine Leber mit Zwiebeln und Spätzle und sie erzählte mir, was sie in den vergangenen Wochen erlebt hatte. Die Kur habe ihr tatsächlich geholfen, sagte sie, die gymnastischen Übungen fielen ihr schwer, aber sie hätte recht bald die Besserung gemerkt und sei jeden Tag zu der Heilpraktikerin gegangen. Daheim im Städtchen wolle sie versuchen, eine solche Heilpraktikerin zu finden, sie habe gehört, hinter dem Markt hätte neuerdings eine solche Praxis aufgemacht, und sie hoffe, diese Frau verstehe ihr Handwerk ebenso gut wie die Frau hier im Harz. Ihre Mitbewohner seien erträglich, sie würden den ganzen Tag über immerzu Fotos von ihren Kindern zeigen und von ihren Enkeln.

Nur ich, sagte sie, nur ich habe nichts vorzuzeigen ...

Sie unterbrach sich und schwieg, ich tätschelte verlegen ihre Hand und bestellte zwei Gläser Wein. Ich verstand ihren Schmerz, es war auch meiner.

Hat sich das Mädchen wieder bei dir gemeldet, die junge Frau vom *Kurier*?, fragte sie.

Nein, sagte ich, ich hatte ihr ja abgesagt. Und was sollte ich ihr auch erzählen? Von irgendwelchen Lehrerkonferenzen? Von einem lächerlichen Streit mit einem Schüler? Sollte ich ihr eine spannende Geschichte über die Zeugnisvergabe auf ihr Tonband sprechen? Das interessiert doch keinen Menschen.

Du warst immerhin zweimal Direktor der Pestalozzi. Und man hat dich entlassen und wieder eingestellt und wieder entlassen, das war doch eine spannende Zeit. Und du hättest über dich etwas erzählen können, über deine

Mutter, deinen Bruder. Das würde ich gern lesen. Oder über deinen Vater.

Ich lächelte, hob mein Glas und sagte: Meinen Vater! Mein Gott, Marianne, den habe ich nicht einmal kennengelernt, wie kann ich da etwas über ihn erzählen. Und meinen Bruder habe ich ewig nicht gesehen. Was soll ich, was kann ich einem kleinen Zeitungsmädchen über mein Leben berichten? Dass wir vorher nicht wissen, was uns hinterher vollkommen klar ist? Oder dass es sich für uns alle im Nachhinein besser leben würde?

Marianne schüttelte den Kopf: Konstantin Boggosch, der große Schweiger! Aber auch wenn du es keinem erzählen willst, ich würde gern wissen, wer du bist und wer du warst.

Ach, Marianne, sagte ich, du kennst mich doch. Ein deutscher Schullehrer, was gibt es da groß zu erzählen?

Von der kurzen Fahrt in meine Geburtsstadt erzählte ich ihr nichts, auch nicht davon, dass ich direkt von ihr nach Hamburg fahre, um mich operieren zu lassen. Ich wollte nicht, dass sie sich ängstigt und aufregt.

Kurz vor acht brachte ich meine Frau zur Klinik zurück, wir verabredeten uns für den nächsten Morgen, ich sagte, ich wolle im Hotel frühstücken und nicht mit ihr zusammen und den anderen Kranken, ich hätte keine Lust zu frühstücken, wenn rechts eine künstliche Hüfte sitzt und links ein entferntes Magengeschwür, die dann auch noch ununterbrochen über ihre Leiden reden.

Und du?, fragte sie, was machst du heute Abend?

Ich werde wohl in die Nachbar gehen. Jetzt, wo ich mal fern der Heimat bin und unbeaufsichtigt, werde ich eine verrufene Nachbar aufsuchen.

Vergiss deinen Ausweis nicht. Am Eingang werden alle überprüft. Minderjährige lassen sie nicht rein.

Ja, gut. Aber vielleicht habe ich Glück und eine Barfrau erkennt mich, weil ich ihr vor zwanzig oder dreißig Jahren Deutsch und Englisch beigebracht habe.

Am nächsten Abend verabschiedete ich mich, um nach Hamburg zu fahren. Marianne bat mich, sie jeden Tag anzurufen, und ich sagte, so viel Neues gäbe es nicht im Städtchen, ich würde sie jeden zweiten Tag anrufen. Ich hatte die Operation vor mir und wäre in der kommenden Woche sicherlich einen ganzen Tag nicht fähig, auch nur ein Telefonat zu führen, ich wollte nicht, dass Marianne beunruhigt ist, nur weil ich sie an dem Tag, an dem man mir das Karzinom herauschneidet, nicht anrufe.

Die Klinik im Hamburg wirkte wie ein gutbürgerliches Hotel mit Lobby und Fernsehzimmer, zu allen Mahlzeiten konnte man sich ein Menü zusammenstellen und unter den angebotenen Getränken waren sogar zwei gute Weine und Champagner. Von der Operation und der Narkose bemerkte ich nichts. Anschließend wurde ich in den Aufwachraum gebracht; ich hätte geschrien und viel Wirres erzählt, wie mir die Schwester sagte, doch daran erinnerte ich mich nicht. Der Eingriff würde nur eine winzige Narbe ergeben und kaum sichtbar sein, sagte sie, und tatsächlich bereitete er mir bereits zwei Tage später keinerlei Beschwerden.

Es sei alles gut verlaufen, sogar vortrefflich, sagte mir bei der Abschlussvisite der Chefarzt, jener Professor Paulus, den mir Dr. Smolka empfohlen hatte, ich müsse regelmäßig zu Nachuntersuchungen, hätte aber nichts zu befürchten, ich würde die Klinik als gesunder Mann verlassen. Vier Tage nach der Operation war ich im Städtchen zurück.

Ich hatte Marianne am Tag vor meiner Operation angerufen und am Tag danach. Sie beschwerte sich, weil ich

sie an einem Tag vergessen hätte, wie sie sagte. Die Operation hatte ich ihr erfolgreich verheimlichen können, ich würde ihr davon erst erzählen, wenn auch Smolka mit meinem Zustand zufrieden ist. Marianne soll gesund werden und sich darum kümmern, sie soll sich nicht auch noch um mich sorgen müssen. Man soll die, die man liebt, nicht unnötig beunruhigen.

In der Nacht bevor Konstantin Boggosch zur Reha-Klinik fuhr, um seine Frau nach Hause zu holen, träumte er wirres Zeug. Er schreckte aus dem Schlaf auf und war sich auf eine seltsam sichere Weise gewiss, dass er nochmals den Traum nach der Narkose im Aufwachraum des Hamburger Klinikums erlebt hatte, den Traum nach seiner Operation.

Erinnerungen kommen und überstürzen sich, Bilder tauchen aus vergessener Tiefe auf, Landschaften, Unwetter, Eisgang, Überschwemmungen, Mädchengesichter, Beates runder Bauch, Beate im Hochzeitskleid, die blutleeren Wangen von Beate, Mutters Augen, eine Schulklasse, die am Grab eines Mitschülers steht und heult, ein kenterndes Boot, Julianes winzige Finger, ein schwerer Motorradunfall, eine Prügelei, eine wirklich schwere Prügelei, die einen Jungen ein Auge kostet, ein verwirrter Mann, der mit mir irgendwie verwandt ist, die Eiseskälte der Tante, der hasserfüllte Blick eines Lehrers, das Rauenwäldchen, der triumphierende Bruder, das qualvolle Sterben einer Katze.